



WordForce III

2025

Veröffentlichung der Einreichungen des

3. Creative Writing Wettbewerbs

Sprachenzentrum

Helmut-Schmidt-Universität /

Universität der Bundeswehr Hamburg

Preface

As we know, humans in general have an unflinching urge to create, whether in their everyday lives when designing their living rooms, choosing their clothes or even setting the table for dinner. We are constantly adapting ourselves and the world around us both to improve its perceived efficiency and to create an aesthetically more pleasing environment to live in. Of course, this creative urge also finds expression in the arts through which we try to make sense of the world we live in. Here at the Language Centre of the Helmut-Schmidt-Universität/Universität der Bundeswehr over the last three years we have looked to provide a platform for that self-expression in writing through a Creative Writing Competition, which is open to all members of the university whether students or staff. 'Word Force', the booklet you are holding in your hand, is the collection of all entries in this year's competition.

As in the first two years, we have been blessed with excellent contributions that range from poetry, both rhyming and not, through short stories to thought-pieces in which the writers seek to entertain, intrigue, amaze, or even make fearful. They cover various genres from mystery to fantasy to romance and on, and in doing so prove that the written word is as powerful as always. Hopefully they will also inspire. Increasingly in this highly technological world in which we live it is becoming clearer what we gain from writing in general and writing fiction in particular. Stories transport us into the inner world of others, thus opening us up to empathy and understanding. You will encounter here sadness and joy, fear and courage, anger and grief.

Hopefully, you will also come to appreciate the courage and effort that creativity requires. It is not easy to share creative writing with others and strangely not easy to admit, 'Yes, I write poetry or short stories.' Thank you to all those who contributed and don't be dispirited if you did not win a first, second or third prize, your creativity and sharing of that creativity is its own reward. You certainly did not make it easy for the panel of judges from the Language Centre to come to a final choice.

In 2026 the fourth Creative Writing Competition will be held in the second half of the year so feel encouraged to take part whether in German, English, French or Spanish (languages for which we have a judge who is expert in that language).

Enjoy the read.

David Duke

Thanks to following members of the Language Centre involved in this year's competition:

Sylke Schulte, English and German teacher, organizer of the competition and jury member

Dave Duke, English teacher and jury member

Solène David French and German teacher and jury member

Marina Schulz, Head of the Language Centre, jury member

Jannik Peiser, Oberboostmann, Layout

Vorwort

Wie wir wissen, haben Menschen im Allgemeinen einen unstillbaren Drang zu gestalten, sei es im Alltag, wenn sie ihr Wohnzimmer einrichten, ihre Kleidung auswählen oder sogar, wenn sie den Tisch für das Abendessen decken. Wir passen uns und die Welt um uns herum ständig an, um sowohl vermeintliche Effizienz zu verbessern als auch eine ästhetisch ansprechendere Umgebung zum Leben zu schaffen. Natürlich findet dieser kreative Drang auch in der Kunst Ausdruck, durch die wir versuchen, die Welt, in der wir leben, zu verstehen. Hier am Sprachenzentrum der Helmut-Schmidt-Universität/Universität der Bundeswehr haben wir in den letzten drei Jahren versucht, eine Plattform für diese Selbstdarstellung in schriftlicher Form zu schaffen, und zwar durch einen Kreativen Schreibwettbewerb, der allen Mitgliedern der Universität, ob Studierenden oder Mitarbeitern, offensteht. „Word Force“,

die Broschüre, die Sie in Ihren Händen halten, ist eine Sammlung aller Beiträge des diesjährigen Wettbewerbs.

Wie schon in den ersten beiden Jahren wurden viele hervorragende Beiträge eingereicht, die von Gedichten, über Kurzgeschichten bis hin zu Reflexionsbeiträgen reichen, in denen die Autoren unterhalten, faszinieren, verblüffen oder sogar Angst einflößen wollen. Sie decken verschiedene Genres, von Krimis über Fantasy bis hin zu Liebesgeschichten ab, und beweisen damit, dass das geschriebene Wort nach wie vor eine große Kraft hat. Hoffentlich werden sie auch inspirieren. In dieser hochtechnologischen Welt, in der wir leben, wird immer deutlicher, was wir durch das Schreiben im Allgemeinen und das Schreiben von Belletristik im Besonderen gewinnen. Geschichten versetzen uns in die Innenwelt anderer Menschen und öffnen uns so für Empathie und Verständnis. Hier begegnen Ihnen Traurigkeit und Freude, Angst und Mut, Wut und Trauer.

Hoffentlich werden Sie auch den Mut und die Anstrengungen zu schätzen wissen, die diese Kreativität erfordert. Es ist nicht einfach, kreative Werke mit anderen zu teilen, und seltsamerweise auch nicht einfach zuzugeben: „Ja, ich schreibe Gedichte oder Kurzgeschichten.“ Vielen Dank an alle, die ihre Beiträge eingereicht haben. Seien Sie nicht entmutigt, wenn Sie nicht den ersten, zweiten oder dritten Preis gewonnen haben – Ihre Kreativität und das Teilen dieser Kreativität sind Belohnung genug. Sie haben es der Jury des Sprachenzentrums nicht leicht gemacht, eine endgültige Entscheidung zu treffen.

Im Jahr 2026 wird der vierte Kreative Schreibwettbewerb in der zweiten Jahreshälfte stattfinden. Nehmen Sie also gerne teil, egal ob auf Deutsch, Englisch, Französisch oder Spanisch.

Viel Vergnügen beim Lesen.

David Duke

Inhaltsverzeichnis

<i>Preface/ Vorwort</i>	2
Der Robbenjäger <i>Jonathan Weiß</i>	7
Ohne Titel <i>Melanie Cristina Nies</i>	15
Die Motte - Schatten im Licht <i>Nicolas Hees</i>	21
So, everyday life is normal <i>Anonym</i>	29
Wandel <i>Richard Ebsen</i>	35
Wenn ich dich sehe <i>Richard Ebsen</i>	39
Der erste Tag <i>L. M. Negt</i>	41
Courageous Dream <i>Emma Günther</i>	47
Station Bravo <i>Anonym H.M.</i>	53

Platz 1
Jonathan Weiß
Der Robbenjäger



Der Robbenjäger

Jonathan Weiß

Hier hätten wir niemals hinfahren dürfen. Jeder von uns hatte von den Risiken, die ein Aufenthalt in den Gewässern Neufundlands mit sich bringt, zumindest gehört. Aber die Firma in Trondheim machte uns dieses Jahr enorm viel Druck. Niemanden wunderte es also, dass Kapitän Ring den Vorschlag machte, die Hoheitsgewässer zu befahren. Ich war das schon von anderen Schiffen der Flotte gewohnt und hörte gar nicht erst zu, als er versuchte, sich zu rechtfertigen. Wahrscheinlich kannte er es selbst nur von Gerüchten: In Tønsberg, wo wir ausgelaufen waren, erzählten sie immer von den vielen Sattelrobben vor Neufundland. Gesichertes Einkommen, wenn man's sich nur traute. Die Neufundländer und Kanadier bräuchten diese Jagdbestände gar nicht im Gegensatz zu uns in Norwegen. Außerdem hatte die Küstenwache noch nie jemanden von der Firma erwischt, obwohl sie nach der Brutzeit im Frühling natürlich immer besonders stark patrouillierte, man sollte deswegen einfach umsichtiger sein.

Wir näherten uns rasch dem Eis. Wirklich eine gewaltige Menge für die Jahreszeit. Und auch der Nebel bei der Hinfahrt war dichter gewesen als gedacht – die Bedingungen waren dieses Jahr besonders schlecht hier oben. Sogar ich musste gestehen, das unterschätzt zu haben. Aber dafür war unser Dreimaster *Samson* mit seiner Besatzung von 45 Mann ja gebaut worden. Eigentlich waren es nur die Eisberge, vor denen man in der Dunkelheit höllisch aufpassen musste. Wir hatten schon welche von den Ungeheuern gesehen, darum fingen die Männer an, die

Wassertemperatur zu messen: Erst stündlich und dann jede halbe Stunde, als die Lufttemperatur unter null fiel. Wozu? Wenn man im Dunkeln nichts sehen konnte, brachte das nix. Wir wussten so oder so, dass die Berge da draußen lauerten.

Es war Zeit, vom Schiff zu gehen. Ich saß diesmal nicht in den Jagdbooten, sondern schloss mich der Gruppe auf dem Eis an. Der Kapitän hatte eine gute Stelle ausgesucht: Die Viecher kamen schnell in Sicht. Sie reagierten nicht auf uns, schienen es irgendwie über Generationen nicht zu lernen, dass wir ihnen nichts Gutes wollten. Sie waren zu bedauern. Während wir mit unseren Knüppeln und Hakapiks bewaffnet auf sie zukamen, glotzten sie uns mit ihren tiefschwarzen Augen und neugierigen Schnauzen einfach an. Wir trugen bereits die Felle ihrer Artgenossen, die genau wie sie einst dort gehockt hatten – apathisch, die Gefahr nicht begreifend. Tock, tock. Die Metallspitzen rasten abwärts. Ich überlegte schon seit Wochen, in die Fischerei zu wechseln, obwohl die Bezahlung dort schlechter war. Die Robbenjagd war mir langsam zu gefährlich und schmutzig. Beim Fischen konnte man zwar nicht im Eis einbrechen, aber trotzdem kentern, sagte ich mir immer. Die ständigen Fahrten in Hoheitsgewässer, die uns inoffiziell nahegelegt wurden, hatte ich jedoch satt. Es war schon schwer genug, sich bei der Jagd darauf zu konzentrieren, keinen falschen Schritt zu machen und nicht nass zu werden. Ungünstig also, wenn wir noch Ausschau nach örtlichen Jägern und der Küstenwache halten mussten. Mit denen im Nacken fühlten wir uns alle zu verdammt angespannt. Sicherlich jagten wir deshalb vor Neufundland immer schlecht, obwohl es hier viel Beute gab.

So war es nach wenigen Tagen dann auch gekommen. Das Eisfeld war schon wieder blutdurchtränkt, auffälliger ging's wohl nicht, und doch war es diesmal nicht zu unserer Zufriedenheit gelaufen. Aus irgendeinem Grund widerte mich der Anblick heute völlig an. Wir sahen zu, dass wir uns schnell entfernten, bevor die nächste Patrouille der Küstenwache aufkreuzte. Wir hatten etwas über eine Tonne an Material zusammenbekommen und wenn's denen in ihren warmen, trockenen Büros in Trondheim nicht reichte, konnten sie ja selbst mal hier aufschlagen und den Nervenkitzel der illegalen Robbenjagd spüren. Jetzt mussten wir hier erstmal vor Sonnenuntergang wegkommen, ohne erwischt zu werden und vor allem ohne Schäden am Schiff. In den folgenden Tagen war der Nebel wieder ziemlich heftig, aber abends lichtete er sich zumindest etwas. Am Sonntagabend gegen zehn wollte der Kapitän mit einigen von uns noch was trinken und Pfeife rauchen. Ich hätte mich eigentlich lieber zurückgezogen, aber Haakon sagte, er hatte vorhin sowas gehört, der Kapitän bereue die illegale Fahrt. In den letzten Tagen konnte man ihm auch ansehen, dass ihn irgendwas störte. Vielleicht wollte er sich ja dafür entschuldigen, uns in Gefahr gebracht zu haben, und das hätte ich gerne mitbekommen. Wäre das erste Mal in den drei Jahren gewesen, in denen ich diesen riskanten Mist schon mitmachte.

So kam es aber nicht ganz. Der Kapitän sagte nur, dass er mit den vorgeschriebenen Routen nicht einverstanden sei und das zuhause ansprechen werde. Sicher. Nun, Hauptsache wir waren nicht ertappt worden und konnten die Anspannung der letzten Wochen an dem Abend in ausgelassener Stimmung etwas vergessen. Es war schon nach

Mitternacht und ich ging nochmal kurz an Deck, um die spiegelglatte See bei Neumond anzuschauen. Bemerkenswert. Wenn man lange genug auf den Horizont schaute, verschmolz der Sternenhimmel mit dem Wasser und es kam einem vor, als würde man durch das All fahren. Ob das für Menschen jemals möglich sein würde? Bestimmt, doch zuerst mussten wir unsere Erde fertig entdecken. In den Zeitungen zuhause schrieben sie immer noch von Amundsens Südpolexpedition und ich konnte es kaum erwarten zu hören, ob er ihn seit unserer Abfahrt vor zwei Monaten erreicht hatte. Jedenfalls wäre ich nie darauf gekommen, so eine weiße Hölle zum Vergnügen zu durchqueren. Genug über Eis nachgedacht. Ich wollte erstmal keins sehen, außer vielleicht auf den Bergen von Lyngdal, wenn ich meine Familie besuchte.

Gerade als ich dabei war, das Deck zu verlassen, geschah etwas Seltsames. Am südlichen Horizont tauchten ungewöhnlich tief zwei helle Sterne in dieser totalen Finsternis auf. Unser Erster Offizier, Naess hieß der, war auch an Deck und starrte in die Richtung. Er rief der Wache zu, mit dem Fernglas genau hinzuschauen. Dann sahen wir es selbst. Es waren nicht nur zwei, sondern eine Menge Lichter. Unzählige sogar. War das etwa die Küstenwache? Während ich mich fragte, was die hier draußen machten und was das für ein riesiges Patrouillenschiff sei, ging da drüben plötzlich eine weiße Leuchtrakete hoch. Naess rannte zum Kapitän, der an die Reling stolperte, und zeigte aufgeregt zu den Lichtern. Noch eine Rakete. Die mussten uns gesehen haben! Kapitän Ring befahl mir und allen in der Nähe mit gehetzter Stimme, sämtliche Lichter an Bord zu löschen. „Wir verschwinden nach Norden!“, rief er. Bei den Eisbergen in der Gegend

machte das die Navigation so zwar extrem gefährlich, aber ich hatte nix dagegen, das zu riskieren. Wir waren schon so weit gekommen. Einen Blick von denen auf die Beute im Lagerraum und wir wären geliefert gewesen.

Am nächsten Morgen wurde uns klar, dass wir vermutlich haarscharf davongekommen waren. In der folgenden Woche begegneten wir auch keinem einzigen weiteren Schiff, was bei dem dicken Eis hier aber auch nicht verwunderlich war. Mich ließ die Sache aber nicht richtig los. Irgendwas stimmte da nicht. Wir mussten ziemlich nah an den Lichtern dran gewesen sein, keine 20 Kilometer, meinte die Wache zu mir noch kurz nach dem Ereignis. Der Kapitän jedenfalls schien die Sache schon vergessen zu haben. Er wollte es nochmal mit der Jagd versuchen, rechtlich einwandfrei auf Klappmützen in der Dänemarkstraße. Doch der Idee wurde schnell ein Ende gesetzt, wir saßen nämlich vier Tage vor Grönland im Eis fest. Zu unserem „Glück“ war der Wind so stark, dass er das meiste davon wegtrieb. Dummerweise brach dadurch ebenso ein großes Stück von einem Eisberg ab, das davongeweht wurde uns am Bug traf. Wo kamen die Dinger nur her? So langsam glaubte ich, die Natur entschied sich dafür, uns für unsere Fahrt zu bestrafen. Wegen des Bugschadens steuerte der Kapitän vorsichtshalber Island an. Ärgerlich, doch es ließ sich nicht verhindern. „Kriegen wir für diese kalte Irrfahrt wohl denselben Ruhm wie Amundsen?“, fragte ich Haakon, dem mittlerweile gar nicht mehr zum Lachen war.

Als wir am 25. April im Hafen von Ísafjörður einliefen, machte ich mich sofort daran, Neuigkeiten über den großen Polarforscher zu erfahren. Er

hatte es tatsächlich geschafft, wie ich später hören sollte. Doch dafür interessierten sich die Zeitungen schon lange nicht mehr. Die *Samson* hatte ja keinen Funk an Bord, was den anderen norwegischen Schiffen im Hafen bekannt war. Darum wussten wir nicht, wie uns geschah, als einer der Seemänner uns die Schlagzeile von vor zwei Wochen präsentierte: „Entsetzliches Unglück. Titanic rammt Eisberg, 1.600 sterben bei Untergang. [...] Signalraketen erhellten den Nachthimmel, doch keine Hilfe in der Nähe [...] südöstlich von Neufundland [...] Besatzung und Passagiere sollen Lichter in der Ferne gesehen haben, die wieder ausgingen [...]“.

Platz 2

Melanie Cristina Nies

Ohne Titel



OHNE TITEL

Melanie Cristina Nies

Das Regelwerk

Besagt: du sollst nicht mehr tun, als du darfst.

Es schützt dich –

und nimmt dir die Motivation.

Das Regelwerk hat Ausnahmen,
die es bestätigt.

Regel Nummer 1: das Werk.

Das Kunstwerk:

Wissen aufsaugen wie ein Schwamm –

aber das Wasser in dir behalten.

Das ist die Kunst.

Das ist der Kampf.

Löcher stopfen, dichthalten,

nichts darf nach außen dringen.

Es darf nicht sein,

dass etwas außerhalb des Regelwerks seinen Lauf nimmt.

Denn: Wissen ist Macht –

und steht nur denen zu,

die es schwarz auf weiß haben.

Ohne Titel ist das Wissen egal.

Der Fortschritt kann warten.

Die Dreher des Werks kümmern sich darum.

Vertraue den Regeln.

Behalte dein Wissen bei dir.

Halte dich dort, wo du hingehörst.

Tritt nicht über die Grenzen.

Sag Danke.

Sag Bitte.

Und vergiss nicht, den Titel am Ende dazuzuschreiben.

Kunstregel Nummer 2:

Das Werk ist nur eine Regel –

nicht die Ausnahme.

Wenn der Schwamm zu voll ist, wird er tropfen,

möglicherweise noch auf die Heilige Schrift.

Die Tinte ver-regelt, Pardon verregnet, der Titel verblasst.

Am Ende aber bleibt das Wahre:

Ein Kunstwerk ohne Regeln erschaffen –

aber mit vielen Betrachtern.

Manche applaudieren.

Andere schweigen.

Und wieder andere murmeln:

„Ist das ein Regelwerk – oder kann das weg?“

...

Und ich denke: Mist.

ich hab den Titel vergessen.

Platz 3

Nicolas Hees

Die Motte – Schatten im Licht



Die Motte - Schatten im Licht

Nicolas Hees

Ich stehe mitten auf der Straße. Für einen Moment weiß ich gar nicht mehr, wie ich hier hergekommen bin. Zu lange ist es her, dass ich frische Luft geatmet, die Sonne auf meiner Haut gespürt und eine andere Stimme als meine eigene gehört habe. Da, wo ich bin, gibt es nichts als das beklemmende Gefühl der Einsamkeit und dem sicheren Zerfall.

Die Stadt um mich herum liegt wie eine Leiche im Zwielflicht. Der Asphalt ist brüchig, Autos liegen verlassen kreuz und quer. Verfallene Häuser ragen wie Skelette in den Himmel, ihre Dächer mit Efeu überwuchert, ihre Fenster wie Augenhöhlen voller Dunkelheit. Ihr leerer Blick verfolgt jeden Schritt, den ich setze.

Ein feiner Nebel liegt über den Straßen, durchsetzt vom silbrigen Schimmer der Dämmerung, die ich durch das unheilvolle Wolkendickicht nur erahnen kann. Alles ist grau. Wie abgestorben.

Und doch sticht eines der Gebäude hervor und erhebt sich über die Stadt wie ein Leuchtturm in dieser grauen Welt. Seitdem ich hier bin, zieht es mich schon in seinen Bann. Wie eine Motte vom Licht angezogen, so zieht mich dieser Betonkoloss zu sich. Jeder meiner Schritte führt mich unweigerlich näher heran. Fast als wäre ein Magnet in meiner Brust, ein innerer Drang, dem ich nicht entkommen kann.

Die Dunkelheit umzingelt und konsumiert mich. Die Stille bringt mich um den Verstand. Und trotzdem weiß ich: *ich bin hier nicht allein.*

Da ist etwas, das im Schatten lauert.

Unsichtbar und drohend. Noch nicht nah genug, um es zu greifen, aber seine Präsenz rängt sich in jede Faser meines Körpers. *Es beobachtet mich.*

Nur der Gedanke daran, lässt meine Nackenhaare aufstehen.

Seit Wochen verstecke ich mich nun schon in diesem wahr gewordenen Albtraum mit Hoffnung als Motor und Angst als Treibstoff. Meine Erinnerungen waren bislang ein Schutzschild für mich, ein Tarnmantel aus Bildern, die mich wie eine Festung umgaben der einzige Ort, der noch mir gehörte. Doch auch sie zerfallen langsam zu Staub verweht vom grauen Atem dieses Ortes.

Aber ich kann nicht länger verharren. Etwas zwingt mich vorwärts, unbarmherzig und unausweichlich zieht es mich zu sich.

Manchmal glaube ich, mich an die Zeit davor zu erinnern. An aufgeregte Stimmen, die nach mir rufen, an den Geruch von Regen auf heißem Asphalt, an einen lauten Knall. Doch je stärker ich versuche, mich zu erinnern, desto mehr verblasst alles - wie ein Traum, den man im Aufwachen verliert.

Ein kalter Windstoß trifft mich und ein fernes Lachen reißt mich aus meiner Starre. *Es ist mir dicht auf den Fersen.*

Meine Gedanken kreisen: *Ich muss fliehen. Ich muss weiter machen. Ich*

muss überleben. Getrieben von einer Mischung aus Furcht und Sehnsucht werden meine Schritte durch die verlassenen Straßen schneller. Ein Labyrinth aus Beton und Rost so weit das Auge sehen kann. Hinter mir hallt erneut ein Lachen. Erst leise, dann rasch näher kommend. Ich fange an zu rennen. Die Panik lodert wie Feuer in meinen Muskeln.

Ich komme an einer Kreuzung an. Intuitiv, geleitet von einer höheren Macht, biege ich ab. Wie aus dem Nichts steht es nun vor mir - das pulsierende Herz dieser Stadt, das mich ruft, mich zieht, mich verschlingt. Es wirkt irgendwie fremd und gleichzeitig doch vertraut. Von ihm ausgehend eine Wärme, die für mich schon längst vergessen schien. Eine Wärme, nach der mein Herz so lange nun schon lechzt.

Über dem Eingang prangen große, verblichene Buchstaben: „**Krankenhaus**“. Das Wort wirkt wie ein Urteil, das gesprochen werden will.

Ich trete näher, wie von unsichtbarer Hand gezogen, öffne die schwere, metallene Tür und trete ein.

Vor mir erstreckt sich ein schier endlos wirkendes Treppenhaus. Ein Spiel aus Licht und Schatten. *Ich muss nach oben.*

Ein hysterisches, lautes Lachen ertönt hinter mir in der Ferne.

Beeil dich. Ich renne schneller. Jede Stufe hallt wie ein Schlag gegen mein Herz. Die Erschöpfung sitzt tief. *Noch schneller.* Meine Kraft schwindet. *Noch schneller.* Meine Seele schmerzt.

Und immer wieder dieses Lachen, das mir durch Mark und Bein geht - jetzt

unmittelbar hinter mir. Jedes Mal, wenn ich innehalte, scheint es näher zu kommen. Meine Beine brennen, meine Lungen schreien. Und doch trete ich weiter, Stufe um Stufe. Bis die Erschöpfung wie Blei in meinen Adern sitzt.

Dann - endlich - eine Tür. Massive, überdimensionierte Platten, wie der Eingang in eine andere Welt. „**Komastation**“. Die Tür schwingt auf und ein weiches, blendendes Weiß strömt heraus. Als hätte man alle Sterne vom Himmel geholt und in einen einzelnen Raum gesperrt.

Ich habe gar keine andere Wahl und tauche ein.

Vor mir sehe ich ein Krankenbett. *Mein* Krankenbett. Mein regungsloser Körper liegt dort, blass und ramponiert. *Wie kann das sein?*

Ich gehe darauf zu. Doch noch bevor ich mich meinem Körper nähern kann, streicht eine kühle Brise durch mein Haar. Im Augenwinkel bewegt sich ein Schatten. *Es ist hier.*

Ein schemenhaftes Etwas löst sich aus der Helligkeit - flirrend dann greifbar. Ein unnatürlich weites Lächeln spaltet sein Gesicht, der Mund voller spitzer Zähne.

Fast menschlich - und doch grotesk verzerrt.

Es streckt seine langen, knochigen Klauen nach mir aus, als wolle es... *mich umarmen.*

Ein dunkles Kichern berührt mein Ohr. Mein Atem gefriert.

Biep.

Biep.

Biep.

Biiiiiiiiiiiiiiiep.

„Todeszeitpunkt: 00:01 Uhr“,
notiert der Arzt auf dem Krankenblatt.

Ich blicke ein letztes Mal auf meine leere Hülle. Breit grinsend wenden *wir*
uns von dem
Licht ab - und verschwinden in der Dunkelheit.

Anonym

So, everyday life is normal



So, everyday life is normal

Anonym

I'm 24 and sometimes my English sounds nicer than my thoughts, so today I try to let it be a bit messy.

I studied history in Berlin because I thought: past = finished = safe.

In school they always said: Germany learned. Europe learned.

War in Europe — no, we have institutions. That was like the background music.

Now my phone says: troops here, missiles there, Poland does this, Russia says that, and suddenly the background music is louder than the song.

I sit in the kitchen of our WG, my flat-mate Dario cooks pasta at 22:30 (like always),

and I scroll headlines I don't really want.

It feels a bit like we are not "post-" anything. We are "pre-". Pre-what, I don't know.

Pre-something not relaxed.

At university we did Weimar, Versailles, long 19th century, and it was all very clean, very source-based, we did "context", we did "actor vs. structure".

But we did not do:

what if you are 24 and the news suddenly sounds like your grandma's TV in the 90s? We didn't do:

what if your government starts talking about “capability to wage war” again but in a modern way?

My prof always said: “Don’t compare everything to the 1930s.” He is right, academically.

But also: what else do I have? That’s the big story I know.

Sometimes I try sentences on myself like clothes:

“If they bring back conscription, I guess I go.”

“If they need cyber people, I can maybe do that.”

“If trains are full, I leave for a bit.” (Where? No idea.)

The sentences don’t fit nice. They are too big for me.

Also there is AI now everywhere. In seminars people used it to write essays and then said: “Yeah but I edited.”

I also asked it things. It talks very confident about the past. But I think: you were not there. You didn’t smell it.

I notice language getting longer. Politicians say: “In light of the deteriorating security situation...” Why not just: “We are worried it becomes war”?

I think because if you say “war” people remember their grandmas, and then they vote different.

I also notice small things: more police at Ostbahnhof, people suddenly proud again of “we Europeans”, same people also googling “foreign legion Ukraine” (I saw that on a friend’s screen); my dad, who is 58, asking me if I

would “go” if it is necessary — like very casual over coffee, like “would you go to Ikea?”

I’m like: “Baba, why are you asking this?”

He says: “We never thought about it, maybe we should.”

So even he feels it.

I made a folder on my laptop called “zeitzeichen” — “signs of the time.”

Inside I put screenshots, a photo of sandbags in front of a ministry, a Telegram post about “prepare 10 days of water,” a quote from a podcast: “we need a war economy mindset.”

I don’t know if I will ever use it. I just don’t want to forget that it felt like this.

I know I sound dramatic. My friends still go clubbing, honestly I also do. We plan Interrail. We complain that rent is 700€ for a room with mold.

So everyday life is... normal. That’s the confusing part: the top of the water is calm, underneath it pulls.

Sometimes I think: maybe this is how 1912 felt. Ships, cafes, newspapers, everyone educated, and under it: alliances, mobilization, plans.

What I actually want to say is: I wanted history to be backward-looking, but it turned its head.

So I write small notes like this, not perfect, not academic, just to say: there was a 24-year-old German in 2025 who heard “deterrence” on the radio and didn’t find it normal.

That’s all.

Richard Ebsen

Wandel

&

Wenn ich dich sehe



Wandel

Richard Ebsen

Eine neue Welt, die sich entfaltet

Will werden der Herr, der sie gestaltet

Der Geist und Körper mit Disziplin verwaltet

Der loslässt und ablegt, was ist veraltet

Ein neuer Weg, der tut sich auf

Lange gesagt: „Da wart ich drauf.“

Vernunft, die sagt: „Wart nicht, lauf!

Denn Zeit hast du nicht zuhauf...“

Einmal gekostet, das Gefühl lässt nicht los

Das innere Verlangen ist häufig so groß

Doch ist es Pflicht es zu besiegen

Und nicht der Versuchung zu erliegen

Die neuen Schritte sind ein Prozess

Weniger Ablenkung, weniger Stress

Gedanken um ein gesundes Leben

Möchte von nun an danach streben!

Wenn ich dich sehe

Richard Ebsen

Wenn ich dich sehe tanzt mein Herz

Wie weggeblasen jeder Schmerz

Du bist Goldwert, bist mein Erz

Lässt mich blühen, bist mein März

Wenn ich dich sehe muss ich lächeln

Gedanken an dich, die mich fesseln

Spüre es kribbeln wie von Nesseln

Große Schmach, siehst du mich schwächeln

Wenn ich dich sehe wird mir warm

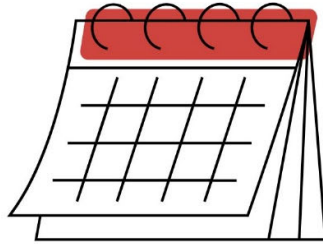
Schwereelos, nimmst du mich in den Arm

Entzückt bin ich von deinem Charme

Ich sage es deutlich, du bist mein Schwarm.

L. M. Negt

Der erste Tag



Der erste Tag

L. M. Negt

Es ist heute kalt, windig, und doch scheint die Sonne. Die Sonne blendet mich von hier oben. Es ist ein besonderer Tag. Heute ist der erste Tag. Der erste Tag, an dem es mir nichts ausmachen würde, zu sterben. Es ist nicht so, dass ich sterben möchte. Aber ich verspüre keine Panik mehr in mir, wenn ich daran denke, dass mein Leben einmal endet. Dass alles einmal endet. Dass alle Menschen, die ich liebe und geliebt habe, einmal sterben werden.

Obwohl dieser letzte Gedanke mir wehtut – okay, nein, bei näherer Betrachtung geht es wohl doch um meinen eigenen Tod, der mir keine Angst mehr macht. Denn selbst zu sterben ist eben etwas anderes, als andere sterben zu sehen. Der Verlust einer anderen Person ist anders als der eigene Tod. Soweit ich das überhaupt beurteilen kann, denn noch lebe ich. Wir denken hier nur rein theoretisch.

Warum tut der Verlust anderer Menschen so weh? Kein Mensch gehört uns. Niemand, den wir jemals geliebt haben oder lieben, besitzen wir. Sogar Haustiere müssen wir einsperren, um sicherzugehen, dass sie bei uns bleiben, und wenn sie sterben, bricht unser Herz.

Aber der eigene Geist, der eigene Körper, gehört nur uns – oder? Warum spüre ich darüber keinen Grauen mehr, darüber, etwas zu verlieren, was mir gehört, eigentlich das Einzige, was jemals mir gehört hat und gehören wird? Ich besitze meinen Körper. Das Wort Besitz allein. Besitzen? Auf etwas drauf sitzen? Etwas in Besitz nehmen? Besitz macht schwer. Besitz

gibt Verantwortung – Verantwortung, nach der ich definitiv nie gefragt habe.

Ich fange an zu zittern. Es ist wirklich kalt heute, und ich bin wütend, ohne den Grund zu verstehen. Ich hasse diese körperlichen Symptome wie Zittern. Mein Körper fühlt sich an wie eine Last: Kälte, Gefühle, Gedanken. Ja, deshalb – weil das eigene Selbst sich manchmal wie eine Last anfühlt. Mein Körper ist nicht nur meine eigene Last. Wenn ich in der Bahn bin, versuche ich nicht zu weinen, nicht zu husten. Bei der Arbeit versuche ich nicht negativ aufzufallen. Meine Mutter sagt, ich sei fett geworden. Irgendetwas sitzt auf mir drauf, schnürt mir die Luft ab, aber ich selbst bin es nicht.

Ich fühle, wie mein Körper erdrückt wird von allem drumherum und in mir drin. Eine kleine Knetmasse, die geformt wurde. „Sei einfach du selbst“, sagt eine Werbung. Aber Knete ist dafür gemacht, geknetet zu werden. Also: Selbst wenn sie geknetet wird, bleibt sie Knete. Ich bin immer ich selbst, selbst wenn andere mich formen. Nein, der eigene Körper fühlt sich nicht wie der eigene Besitz an, sondern wie ein Besitz anderer Umstände. Aber wer möchte schon Dinge besitzen?

Der Wind weht durch meinen Mantel. Ich schaue auf die Stadt hinunter. Die Stadt ist voll mit Menschen, alle im Besitz ihres kleinen, fragilen, gekneteten Körpers. Die Menschen, die ich sehe, sind eifrig, schnell, emsig.

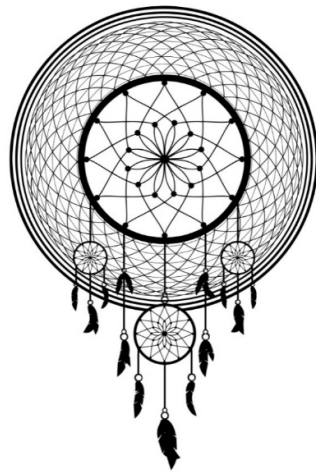
Irgendwie schon wundersam, dass wir alle das gleiche Schicksal haben. Ist die Angst vor dem Tod zu verlieren gut oder schlecht? Und wenn ich nichts

zu verlieren habe, wenn ich keine Angst mehr habe, dann kann ich machen, was ich möchte mit meinem eigenen Körper, weil ich nichts fürchten muss. Wenn ich meinen eigenen Körper wieder in Besitz nehme, kann ich machen, was ich möchte. Ich bin niemandem etwas schuldig. Oder?

Es fängt an zu regnen. Ich schaue ein letztes Mal hinunter auf die Straße und die kleinen, herumlaufenden Menschen. Mir wird schwindelig von der Höhe wieder eine dieser Lasten des eigenen Körpers. Ich mache die Augen zu, drehe mich um und gehe. Der Fahrstuhl ist kaputt, und ich gehe die neun Stockwerke zu Fuß runter.

Emma Günther

Courageous Dream



Courageous Dream

Emma Günther

It follows me

Through day

And night.

Neither lets me

Sleep

Or

Thrive.

My heart

Lights up

My soul

Feels free

So far away.

But only in my

Dream

Neither in Day

or Night.

Fear prevails

Of failure

Of loss

Preventive.

Protective?

Preventing me

My dream

So far away.

A path opens

My path?

Curiosity

Courage succeeds.

Helps me to

Live

To thrive.

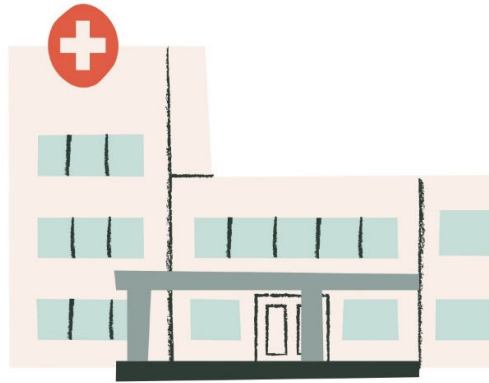
So much change

But so much pride

Fulfilled.

Anonym H. M.

Station Bravo



„Station Bravo“

Anonym H.M.

Als ich in der Einrichtung ankam, roch es nach Desinfektionsmittel, Angstschweiß und lauwarmem Kaffee. Man begrüßte mich freundlich mit den Worten: „Willkommen auf Station Bravo. Frühstück ist um 05:30 Uhr. Anwesenheit ist verpflichtend.“ Ich fragte, ob 05:30 Uhr nicht etwas früh sei. Die Frau – welche Position sie auch immer innehatte – sah mich an, als hätte ich gerade in der Bibelstunde nach dem WLAN-Passwort gefragt.

Das Frühstück am nächsten Morgen bestand aus etwas, das aussah wie Haferbrei, aber nach aufgewärmtem Gips schmeckte. Dazu gab's Instantkaffee, der vermutlich schon im letzten Jahrhundert angerührt worden war.

Nach dem Frühstück stand „therapeutische Frühaktivierung“ auf dem Plan. Ich nannte es: *sanfte Gewalt*. Im Anschluss begann der „Verwaltungsvormittag“. Wir bekamen alle ein Dokument – zwölf Seiten, drei Durchschläge, null Hoffnung. Auf Seite 7 stand: „Bei Fragen wenden Sie sich bitte an Ihren direkten Dienstleitung.“ Auf Seite 8: „Direkte Dienstleitungen sind nicht vorgesehen.“

Ein Mann mit ernstem Blick erklärte mir, das Formulare seien immer in dreifacher Ausfertigung einzureichen – eine für die Akte, eine für die Statistik und eine, „damit wir was in der Hand haben, falls einer fragt.“

Ich fragte, wer „einer“ sei. Er sah mich an, als hätte ich Verrat begangen. „Fragen sind nicht vorgesehen“, sagte er.

Nach dem „Mittagessen“ – eine graue Soße mit Spuren von Kartoffel – folgte die sogenannte Digitalisierungsoffensive. Jeder bekam ein Tablet, das sofort abstürzte. Dann mussten wir die Abstürze auf Papier dokumentieren, das anschließend in ein digitales System übertragen werden sollte, das ebenfalls nicht funktionierte. Ein Mitarbeiter erklärte stolz:

„Seit der Digitalisierung sparen wir richtig viel Zeit.“ Daraufhin füllten wir Papierformulare aus, um sie einzuscannen und per Fax zu verschicken.

Die Stationsleitung bestand aus einem Dutzend Leuten, die alle dieselben Aufgaben hatten, aber unterschiedliche Titel: Oberleitender Unterführer, Hauptassistentenleitung, Personalmensch – die Hierarchie war wie ein Labyrinth, in dem niemand den Ausgang suchte.

Wenn jemand einen Stuhl verrücken wollte, musste ein Formular ausgefüllt, ein Antrag gestellt und ein Unterschriftenprozess gestartet werden. Ich füllte aus Versehen das falsche Formular aus – plötzlich hatte ich eine neue Matratze, aber keine Erlaubnis mehr, den Raum zu verlassen.

Einmal wöchentlich kam die „Inspektion“. Ein hoher Herr mit glänzenden Schuhen erschien, flankiert von zwei Assistenten, die alles notierten, was er nicht verstand. Daraufhin mussten sämtliche Räume umgestellt, alle Akten neu nummeriert und alle Schilder durch dieselben Schilder ersetzt werden – nur in anderer Schriftgröße.

Ziel: *Optimierung der Übersichtlichkeit für Körper und Geist.*

Als ich fragte, wann ich wieder gehen dürfe, sagte man:
„Sobald das Entlassungsformular digital freigegeben ist.“

Das System hing sich auf.

Ich bin jetzt Oberstabsfeldwebel.

Soweit nicht anders gekennzeichnet Bildquelle: Canva.com

2026
4. Creative Writing
Wettbewerb

